

DIE STUNDE DES ERLÖSERS

Aufgrund eines Urteils des Internationalen Gerichtshofs für Archäologische Artefakte sind die Verleger des Buches *Die Stunde des Erlösers* zum Abdruck der nachstehenden Stellungnahme auf der ersten Seite aller Exemplare des Buches verpflichtet.

Moderator Breffni Waltz
38. Messidor AD 143.830

Zusammenfassung des Vorläufigen Urteils des Internationalen Gerichtshofes für Archäologische Artefakte, datiert von der Republikanischen Ära 143.710, betreffend die Trilogie *Die Linke Hand Gottes* und die Verwaltung der sogenannten »Abfalldeponien des Paradieses«. Um jeden Zweifel auszuräumen, wird festgestellt, dass mit diesen »Paradies-Deponien« jene vier Quadratmeilen gemeint sind, in deren Mitte Paul Fahrenheit große Mengen bedruckten Papiers von außerordentlich hohem Alter entdeckte. Mein Urteil kann nur vorläufiger Natur sein und erfolgt vorbehaltlich einer erstinstanzlichen Überprüfung durch den Zivilgerichtshof. Jedoch ist eine umgehende Entscheidung erforderlich, da nach Ansicht des Archäologischen Erfassungsamtes der Vereinigten Nationen (ArchE) unersetzliche Dokumente und Artefakte unwiederbringlich verloren gehen könnten. Das Erfassungsamt untermauert dies mit dem Hinweis, dass der Inhalt der Paradies-Deponien von den Nomadenstämmen, die häufig durch das betreffende Gebiet ziehen, als Toilettenpapier benutzt wird.

Die Faktenlage dieses Falles ist nicht strittig und lässt sich wie folgt zusammenfassen:

Dieser Rechtsstreit nahm mit der ersten Mondlandung von Captain Victoria Ung Khanan vor ungefähr drei Jahrzehnten

seinen Anfang. Schon während der ersten Tage auf dem Mond musste Captain Khanan feststellen, dass sie bei diesem größten aller Erstereignisse um rund 165 000 Jahre zu spät gekommen war – einen größeren Schock hatte die Menschheit bis zu diesem Zeitpunkt wohl noch nie erlebt. Aus den zerbrechlichen Überresten dessen, was wohl einmal ein sogar noch zerbrechlicheres Raumschiff gewesen sein musste, ließ sich der Schluss ziehen, dass es von einer untergegangenen irdischen Zivilisation stammte, einer Zivilisation, die – nach einer mit Sternen und Streifen gemusterten Flagge, die neben dem Raumgefährt gefunden wurde – schon bald als »Flaggenvolk« bekannt werden sollte. In der Folge wurde das Archäologische Erfassungsamt der Vereinigten Nationen (ArchE) ins Leben gerufen, dessen einziger Zweck darin bestand, auf der Erde selbst nach weiteren Hinweisen auf das Flaggenvolk zu suchen.

Bislang verlief die Suche ergebnislos, und zwar aus einem einfachen Grund: Eis. ArchE stellte schon nach kurzer Zeit fest, dass auf dem gesamten Planeten vor ungefähr 164 000 Jahren eine Eiszeit herrschte, die auch als Großer Schneeball bezeichnet wird. Die Eisschicht bedeckte fast die gesamte Oberfläche des Planeten und erreichte stellenweise eine Dicke von mehreren Meilen. Ein derartiger Eispanzer, der selbst riesige Gebirgszüge unter sich zu begraben vermochte, wird erst recht die relativ dünnen Schichten vollständig getilgt haben, in denen noch Zeugnisse und Überreste vergangener Kulturen vorhanden waren, so komplex diese auch gewesen sein mochten. Und was die damalige Erdbevölkerung anging, hätten zweifellos, wenn überhaupt, nur kleinste Reste überleben können. Weitere Forschungen ergaben jedoch, dass es während des Großen Schneeballs auch zu einer spät einsetzenden und kurzzeitigen, aber dennoch signifikanten Phase der Erwärmung gekommen war, in deren Verlauf sich das Eis weit und lange genug zurückzog, dass neue Zivilisationen entstehen und aufblühen konnten, die dann jedoch irgendwann vom zurückkehrenden Eis wieder verschlungen wurden.

Bei diesem Stand der Erforschung der frustrierenden (Erd-) Geschichte trat nun Paul Fahrenheit in Erscheinung. Er äußerte Kritik – um es besonders milde auszudrücken – an seinen Kollegen und warf ihnen vor, von technologischen Lösungen dieses großen Problems besessen zu sein. Er wies darauf hin, dass es »der Suche nach Heu in einem Heuhaufen« gleichkomme, nach derart flüchtigen, kaum noch zu erahnenden Spuren der Vergangenheit zu suchen, sofern dabei nicht »irgendein Mechanismus« benutzt würde, um die eingesetzte Technologie zu steuern. Als ein solcher »Mechanismus«, der sich nach seiner Auffassung bei der Fokussierung der Suche im »Heuhaufen« am wirkungsvollsten erweisen würde, könnten Legenden und Volkserzählungen dienen. Denn Fahrenheit behauptete, es sei denkbar, dass die Geschichten von Göttern und Ungeheuern und andere fantastische Erzählungen nur vordergründig Produkte der Fantasie darstellten und dass in diese Geschichten wirkliche historische Ereignisse einer fernen Vergangenheit eingebettet worden seien. Doch Fahrenheit's Überlegungen wurden kurzerhand verworfen; danach verschlechterten sich die Beziehungen zwischen ihm und seinen Kollegen und Vorgesetzten im Erfassungsamt dramatisch, bis man sie nur noch als vergiftet bezeichnen konnte.

In der Folge, während der Ventôse der Republikanischen Ära 139, schied Fahrenheit aus dem ArchE aus, um sich fortan der Suche nach den Müllhalden des Paradieses zu widmen beziehungsweise nach dem »Feld der Bücher«, wie das Gebiet von dem abgeschieden lebenden Habiru-Stamm genannt wurde. Es war eine Suche, die seine Kollegen als Schulbuchbeispiel für ein fruchtloses Unterfangen bezeichneten. Hier hoffte Paul Fahrenheit die ersten terrestrischen Belege zu finden, wenn schon nicht für das Flaggenvolk, so doch wenigstens für die ihm für kurze Zeit nachfolgenden Zivilisationen.

Vier Jahre nach Paul Fahrenheit's Ausscheiden wurde der erste Band der Fantasy-Trilogie mit dem Titel *Die Linke Hand Gottes* veröffentlicht. Das Werk wurde in sechsundzwanzig Sprachen

übersetzt, wurde aber von Leserschaft und Kritik ausgesprochen kontrovers aufgenommen. Viele bewunderten das Werk, andere kritisierten den ungewöhnlichen Sprachstil und die seltsame Form der Erzählung. Doch wie lassen sich nun diese beiden anscheinend nicht zusammenhängenden Ereignisse miteinander verbinden? Wie sich herausstellte, stand Paul Fahrenheit hinter der Veröffentlichung von *Die Linke Hand Gottes* und des Folgebandes *Die Letzten Gerechten*. Die Bücher entfernten sich weit von sonstigen eskapistischen Fantasy-Werken, obwohl sie als solche präsentiert worden waren. Tatsächlich jedoch hatte Fahrenheit mit seinem Glauben an das Potenzial der Paradies-Deponien voll ins Schwarze getroffen. Um die lange und bittere Geschichte kurz zusammenzufassen: Mit der ihm eigenen Sturheit beschloss Fahrenheit, seinen früheren Arbeitgeber, das Archäologische Erfassungsamt, nicht über seine Entdeckung zu informieren, wie er es aus rechtlicher Sicht eigentlich hätte tun müssen. Stattdessen behauptete er, das ArchE würde, um ihn wörtlich zu zitieren, »die ohne jeden Zweifel vorhandene Brillanz der Trilogie *Die Linke Hand Gottes*, wie ich sie genannt habe, durch eine öde akademische Übersetzung ersticken, die von einer ganzen Armee eigennütziger Erbsenzähler erarbeitet würde, welche die Vitalität des Werkes unter einer Schicht von Dumpfheit, unzähligen Fußnoten und unverständlichen und obskurantistischen Analysen begraben würden«.

Fahrenheit war geradezu von seiner Überzeugung besessen, dass die moderne Welt mit diesen drei Büchern in ungefähr derselben Weise wie ihre ursprüngliche Leserschaft konfrontiert werden müsse. Deshalb übernahm er die Übersetzungsaufgabe selbst (eine beachtliche intellektuelle Leistung, wie selbst seine Kritiker einräumten) und ließ sie unter dem Mädchennamen seiner Mutter in der Form der oben erwähnten zeitgenössischen Romantrilogie veröffentlichen. Wer weiß, wie lange diese seltsame Täuschungslist unentdeckt geblieben wäre, hätte sich Mr Fahrenheit nicht ein indiskretes Bettgeflüster mit einer jungen Dame erlaubt, die, wie sich herausstellte,

seines Vertrauens weit weniger würdig war, als er angenommen hatte, und die Story postwendend an ein Nachrichtenmagazin verkaufte, was wiederum das ArchE veranlasste, diesen Gerichtshof anzurufen, um eine gerichtliche Verfügung zu erwirken, der zufolge die Paradies-Deponien unter die Rechtsaufsicht des Erfassungsamtes gestellt werden sollten.

Diesem Antrag wird hiermit stattgegeben. Des Weiteren wird dem Archäologischen Erfassungsamt der Vereinten Nationen (ArchE) die alleinige, jedoch zeitlich befristete Aufsicht über die Stätte gewährt.

Dem weiteren Antrag des Erfassungsamtes wird nicht stattgegeben, die Veröffentlichung des dritten und letzten »Romans« der Trilogie *Die Linke Hand Gottes*, der den Titel *Die Stunde des Erlösers* trägt, in der Übersetzung durch Paul Fahrenheit zu unterbinden. Die Veröffentlichung kann vielmehr mit der Auflage erfolgen, die Zusammenfassung dieses Urteils am Anfang des Buches *Die Stunde des Erlösers* abzudrucken. Sowohl dem Erfassungsamt als auch Paul Fahrenheit wird freigestellt, in einem Anhang am Schluss des Werkes ihre jeweiligen Positionen darzulegen.

Paul Hoffman
DIE STUNDE DES ERLÖSERS



GOLDMANN

Lesen erleben

Paul Hoffman

DIE STUNDE
DES ERLÖSERS

Roman

Ins Deutsche übertragen
von Karlheinz Dürr

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»The Beating of His Wings« bei Michael Joseph,
an imprint of Penguin Books, London.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Super Snowbright*
liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2013 by Paul Hoffman

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Peter Bergting

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-31330-3

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Meinem Lektor Alex Clarke gewidmet,
der zuerst da war.*

Es gibt drei fundamentale Emotionen: Furcht, Wut und Liebe.

J. B. Watson, *Journal of Experimental Psychology*

Gebt mir ein Dutzend gesunder, wohlgebildeter Kinder und meine eigene Umwelt, in der ich sie erziehe, und ich garantiere, dass ich jedes nach dem Zufall auswähle und es zu einem Spezialisten in irgendeinem Beruf erziehe, zum Arzt, Richter, Künstler, Kaufmann oder Bettler und Dieb, ohne Rücksicht auf seine Begabungen, Neigungen, Fähigkeiten, Anlagen und die Herkunft seiner Vorfahren.

J. B. Watson, *Behaviorismus. Ergänzt durch den Aufsatz: Psychologie, wie sie der Behaviorist sieht*

Bis du vierzehn Jahre alt bist, wird sich das Schlimmste, das dir jemals passiert, wahrscheinlich bereits ereignet haben.

Louis Bris, *The Wisdom of Crocodiles*

TEIL EINS

Ich kam allein und gehe als Fremder.
Ich weiß nicht, wer ich bin oder
was ich getan habe.

Aurangzeb



ERSTES KAPITEL

Kurzgutachten über Thomas Cale, Geisteskranker. Drei Sitzungen, Klostersanatorium, Insel Zypern.

(Vorbemerkung: Diese Begutachtung fand nach Oberin Allbrights Schlaganfall statt. Ihre Aufzeichnungen wurden offenbar verlegt wie auch Cales Einweisungspapiere. Das hier vorgelegte Gutachten muss im Lichte des Fehlens dieser Dokumente gelesen werden; daher kann ich keine Verantwortung für meine Folgerungen übernehmen.)

PHYSISCHE EIGENSCHAFTEN

Mittlere Körpergröße; ungewöhnliche Blässe. Mittelfinger links fehlt. Schädel-Eindrückungsfraktur. Stark wulstartig vernarbte Wunde an der linken Schulter. Patient klagt über immer wieder auftretende Schmerzen aller Wunden.

SYMPTOME

Schweres Erbrechen, gewöhnlich mitten am Nachmittag. Erschöpfungszustände. Leidet an Schlaflosigkeit; im Schlaf treten Albträume auf. Gewichtsverlust.

KRANKHEITSGESCHICHTE

Von seiner generell üblen Laune abgesehen leidet Thomas Cale nicht an hysterischen Selbsttäuschungen oder unkontrollierbarem Verhalten. Die am Nachmittag auftretenden Würganfälle führen zu vollständiger Erschöpfung und Sprechunfähigkeit; danach schläft er gewöhnlich ein. Erst am späten Abend ist er wieder ansprechbar und artikulationsfähig, zeigt sich jedoch generell als eine extrem sarkastische und beleidigende Persönlichkeit. Er behauptet, ein Priester des Ordens des Gehenkten Erlösers habe ihn seinen Eltern für ein paar Kreuzer abgekauft, kann sich aber nicht an seine Eltern erinnern.

Thomas Cale ist ein komischer Kauz, doch bei ihm ist dieses Getue keineswegs leichter zu ertragen als seine übrigen ärgerlichen Eigenarten. Denn entweder verunsichert er seinen Gesprächspartner so weit, dass dieser nicht weiß, ob sich Cale über ihn lustig macht, oder, als unangenehmes Kontrastprogramm dazu, lässt er ihn nur zu deutlich spüren, dass er genau das tut. Die Geschichte seiner Erziehung in der Stammburg des Erlöserordens erzählte er mir, als wollte er mich ständig dazu provozieren zu sagen, dass ich ihm nicht glaubte, dass er in seiner Kindheit solche Grausamkeiten erdulden musste. Während er sich von seiner Kopfverletzung erholt habe, sei, wie er behauptete, als Folge der Verletzung seine ohnehin schon große Tapferkeit noch weiter gesteigert worden: Seit seiner Genesung sei er stets in der Lage, die Aktionen seiner Gegner vorherzusehen – doch auch dabei ist nicht klar, wie ernst er das meint. (Im Nachhinein betrachtet wirkte er wie ein Prahlhans, aber beim Gespräch selbst hatte ich nicht diesen Eindruck.) Das klang sehr unglaubwürdig; dennoch lehnte ich sein Angebot ab, mir seine Fähigkeiten zu demonstrieren. Auch der Rest seiner Geschichte klang so unwahrscheinlich wie das weit hergeholt Fabulieren eines Kindes über seine Heldentaten und seine Verwegenheit. Cale ist der schlechteste Lügner, der mir jemals begegnet ist.

Seine Geschichte in Kürze. Sein Leben in der Ordensburg hatte aus Entbehrungen und härtester militärischer Ausbildung bestanden – bis es an einem Abend auf dramatische Weise abrupt endete, als Cale zufällig einen hochrangigen Erlösermönch dabei überraschte, wie dieser zwei Mädchen bei lebendigem Leib seziierte. Dies war Teil eines heiligen Experiments, durch das herausgefunden werden sollte, wie sich die Macht der Frauen über das männliche Geschlecht neutralisieren ließe. Es kam zu einem Kampf, bei dem Cale den Erlösermönch tötete und mit dem überlebenden Mädchen sowie zwei seiner Freunde aus der Burg floh, verfolgt von einer Meute rachedurstiger Erlösermönche. Das Quartett konnte den Verfolgern entkommen und gelangte schließlich nach Memphis, wo sich Cale selbstverständlich sofort eine Menge Feinde machte und, was nun weniger selbstverständlich war, auch ein paar Freunde, darunter den allbekannten IdrisPukke und dessen Halbbruder, den (damaligen) Kanzler Vipond. Trotz dieser für ihn vorteilhaften Situation setzte sich schon bald sein gewalttätiges Wesen wieder durch und führte zu einer brutalen, aber erstaunlicherweise für ihn nicht tödlichen Auseinandersetzung mit (nach eigenen Angaben) einem halben Dutzend Jugendlichen aus Memphis, aus der er zwar siegreich hervorging, aber im Gefängnis endete. Dennoch setzte sich Lord Vipond unerklärlicherweise für ihn ein, und Cale wurde zusammen mit IdrisPukke aufs Land verbannt. Sie bezogen eine Jagdhütte der Materazzi, doch dauerte der Hausfrieden nicht lange, denn schon bald nach ihrer Ankunft versuchte eine Frau, ihn zu ermorden, aus Gründen, die er nicht erläutern konnte. Dass seine Ermordung letztlich verhindert werden konnte, war nicht etwa seinen eigenen wunderbaren Fähigkeiten zu verdanken – zum Zeitpunkt des Anschlags schwamm er völlig nackt im See –, sondern einem geheimnisvollen Fremden, den niemand zu sehen bekam und der kalt-schnäuzig die Möchtegern-Meuchelmörderin mit einem Pfeil in den Rücken erschoss. Danach verschwand sein Retter wieder, spurlos und ohne jede Erklärung.

Mittlerweile hatten die Erlösermönche seinen ungefähren Aufenthaltsort entdeckt und unternahmen den Versuch, ihn (wie er behauptet) durch die Entführung von Arbell Materazzi, der Tochter des Dogen von Memphis, aus dem Versteck zu locken. Als ich ihn fragte, warum die Erlösermönche seinetwegen einen ruinösen Krieg gegen die größte zeitgenössische Macht riskieren sollten, lachte er mir direkt ins Gesicht und meinte, er würde mir zum gegebenen Zeitpunkt seine erhabene Bedeutung schon noch enthüllen. Geisteskranke nehmen nach meiner Erfahrung ihre eigene aufgeblähte Bedeutung ausgesprochen ernst, aber der demente Zustand von Thomas Cale wird einem erst Stunden nach dem direkten Gespräch klar. Solange man sich in seiner Gegenwart befindet, wird selbst bei den haarsträubendsten Geschichten, die er erzählt, jeder Unglaube außer Kraft gesetzt, und erst mehrere Stunden danach schleicht sich eine höchst ärgerliche Empfindung ein, als sei man von einem billigen Quacksalber auf dem Markt hereingelegt worden, teures Geld für ein Fläschchen eines Allerweltheilmittels auszugeben. Nur höchst selten habe ich bei anderen Geisteskranken eine derart ausgeprägte und eigenartige Selbsttäuschung beobachten können, die selbst den bedächtigen Anomisten mit sich reißt.

Natürlich gelang es Thomas Cale, die schöne Prinzessin vor den bösen Erlösern zu retten, aber, wie zugegeben werden muss, nicht durch fairen und edlen Kampf gegen die überwältigende Übermacht, sondern indem er die meisten seiner Gegner im Schlaf erstach. Das ist eine weitere Eigenart seiner Selbsttäuschung – dass jede einzelne seiner schier endlosen Serie von Triumphen gewöhnlich nicht durch Heldentum und edle Kühnheit erreicht wurde, sondern durch brutale List und gewissenlosen Pragmatismus. Gewöhnlich stellen sich solche Verrückte selbst als galant und ritterlich dar, aber Thomas Cale gesteht freimütig, das Trinkwasser der Feinde mit verwesenen Tierkadavern verseucht oder seine Gegner im Schlaf getötet zu haben. In diesem Zusammenhang ist die folgende Passage unseres Gesprächs aufschlussreich.

ICH

Erscheint es dir vollkommen selbstverständlich,
unbewaffnete Gefangene umzubringen?

PATIENT

Ist jedenfalls leichter, als bewaffnete umzubringen.

ICH

Du hast also kein Problem damit, dich über das Leben
anderer Menschen sarkastisch zu äußern?

PATIENT

(KEINE ANTWORT)

ICH

Du hast nie in Erwägung gezogen, Gnade walten zu lassen?

PATIENT

Nein, niemals.

ICH

Warum nicht?

PATIENT

Weil auch sie mir keine Gnade gewährt hätten. Hätte ich
sie laufen lassen sollen? Dann hätte ich später doch nur
wieder gegen sie kämpfen müssen, wäre dann womöglich
selbst gefangen genommen und umgebracht worden.

ICH

Was ist mit Frauen und Kindern?

PATIENT

Die habe ich nie absichtlich getötet.

ICH

Aber du hast auch Frauen und Kinder getötet?

PATIENT

Ja. Das kam vor.

Er behauptet, beim Aufstand der Folks für deren Frauen und Kinder ein eigenes Verwahrungslager gebaut zu haben, aber weil er selbst anderswo eingesetzt worden sei, seien fast alle Lagerinsassen, rund fünftausend Seelen, infolge von Hunger und Krankheiten umgekommen. Als ich fragte, was er bei diesem Vorgang empfinde, antwortete er nur: »Was soll ich dabei schon empfinden?«

Kehren wir zu seiner eigenen Geschichte zurück. Nach der Befreiung der schönen Arbell Materazzi (gibt es denn in der Welt der Wahnhaften keine schlicht aussehenden Prinzessinnen?) wurde er, zusammen mit seinen beiden Freunden, damit betraut, die junge Frau zu beschützen, der gegenüber er, während unserer drei langen Gespräche, eine tief verwurzelte Abneigung zum Ausdruck brachte, die ihrer Undankbarkeit und ihm bezeugten Verachtung zuzuschreiben war. Diese Bitterkeit beherrscht ihn offenbar in hohem Maße, denn er ist überzeugt davon, dass Memphis nur deshalb später den Erlösern in die Hände fiel, weil die Materazzi seinen Plan, wie der Orden besiegt werden könne, nicht ausgeführt hätten. (Übrigens behauptet er ausdrücklich, dass sein Talent für die Kriegsführung noch größer sei als sein Talent für Grausamkeit.)

Gewöhnlich drückt er sich zwar sarkastisch, doch recht sachlich aus, doch was seinen Aufstieg zur Macht angeht, gerät er unweigerlich ins Prahlen. Allerdings sorgt seine drollige Ausdrucksweise dafür, dass einem die Prahlerei im direkten Gespräch nicht sonderlich auffällt, bis man später in Ruhe über seine Behauptungen nachdenkt. Zum Beispiel redete er sich richtiggehend in Rage, als er seine Gefangennahme durch die Erlösermönche nach der Schlacht am Silbury Hill schilderte (die auf jeden Fall katastrophal für uns alle war, ob nun Thomas Cale etwas damit zu tun hatte oder nicht). Es ist möglich, dass er in einem geringen Grad in die Schlacht verwickelt wurde; seine Schilderungen der dortigen Ereignisse legen eigene, unmittelbare Erfahrungen nahe. Wie alle talentierten Fantasten nutzt er tatsächliche Ereignisse sehr geschickt, um frei Er-

fundenes wirklich plausibel erscheinen zu lassen. Zum Beispiel bringt er recht häufig Reue über edle oder großmütige Taten zum Ausdruck, die ihm gewissermaßen versehentlich unterlaufen sind. So behauptet er beispielsweise, das eigene Leben aufs Spiel gesetzt zu haben, um einen jungen Materazzi zu retten, obwohl dieser ihn schikaniert und gequält habe – ein Akt reinsten Nächstenliebe, den er nun bitterlich zu bereuen vorgibt. Als ich ihn fragte, ob es denn grundsätzlich schlecht sein müsse, sich anderen gegenüber großmütig zu zeigen, antwortete er, dass es vielleicht nicht unbedingt immer schlecht sei, sich aber nach seiner Erfahrung immer als »verdammst katastrophal« erwiesen habe. Die Menschen seien so vollkommen überzeugt davon, unbedingt Gutes tun zu müssen, dass sie irgendwann glaubten, es nur noch mit vorgehaltenem Schwert tun zu können. Die Erlöser hielten so viel von der Wohltätigkeit, dass sie alle töten wollten, sogar sich selbst, um dann noch einmal von vorne anfangen zu können. Wie sich herausstellte, sei dies der Grund gewesen, warum ihn sein ehemaliger Mentor, der Erlösermönch Bosco, um jeden Preis zurückholen wollte. Denn Thomas Cale ist (natürlich) nicht irgendein gewöhnlicher junger Mann, sondern die Manifestation von Gottes Zorn; außerdem ist er dazu bestimmt, Gottes größten Fehler (und damit sind du und ich gemeint, um hier keinen Zweifel aufkommen zu lassen) vom Angesicht der Erde zu fegen. Ich habe schon Krämer behandelt, die sich für große Generäle hielten, und Tagelöhner, die kaum schreiben konnten und doch glaubten, sie seien die genialsten Dichter; aber noch nie ist mir ein Mensch begegnet, dessen Selbstwertgefühl zu derart ungeheuren Dimensionen aufgebläht gewesen wäre – und schon gar nicht ein so junger Mensch. Als ich ihn fragte, wie lange er diese Überzeugung, eine so wichtige Person zu sein, schon gehabt habe, ruderte er ein wenig zurück und erklärte – nun ausgesprochen missmutig –, das sei eben das, wofür ihn Bosco gehalten habe, und nicht das, was er, Cale, über sich selbst denke. Etwas vorsichtiger geworden, fragte ich ihn daraufhin, ob er den Erlö-

sermönch Bosco für wahnsinnig halte, worauf er erwiderte, er habe noch keinen Erlösermönch kennengelernt, der nicht verrückt sei. Außerdem könne man nach seiner Erfahrung bei sehr vielen Leuten, die auf den ersten Blick völlig vernünftig erschienen, erkennen, dass sie eben doch »komplett durchgeknallt« seien, sobald man sie auch nur ein bisschen »mit dem Knüppel kitzelt« – beides Ausdrücke, die mir noch nie begegnet sind, deren Bedeutung mir jedoch ziemlich eindeutig erscheint.

Es lässt sich somit feststellen, dass er die Implikationen seines Größenwahns auf sehr geschickte Weise vermeidet: Er behauptet, nur gewisse große und mächtige Männer seien der Auffassung, dass er genug Macht besitze, um die ganze Welt zu vernichten; das sei jedoch deren Wahnvorstellung und nicht seine eigene. Befragt, ob er so etwas tatsächlich tun würde, gab er eine ausgesprochen beleidigende Antwort, die ich hier nicht wiedergeben möchte, die aber darauf hinauslief, dass er es nicht tun würde. Als ich daraufhin fragte, ob er denn überhaupt grundsätzlich in der Lage sei, so etwas zu tun, lächelte er – kein sehr angenehmes Lächeln – und erklärte, er sei schließlich schon für den Tod von zehntausend Männern an einem einzigen Tag verantwortlich gewesen, deshalb stelle sich eigentlich nur noch die Frage, wie viele tausend Tote an wie vielen Tagen.

Nach seiner Gefangennahme durch den Erlösermönch Bosco wurde ihm seine Rolle als Engel des Todes der Welt in allen Einzelheiten erläutert; sein ehemaliger Lehrer machte sich nun daran, Cale für die Verwirklichung des Plans einzusetzen. Dieser »Bosco« (der neue Papst heißt ebenfalls Bosco, was wiederum beweist, wie sehr Thomas Cale zur »Großen Lüge« neigt) ist Cale ausgesprochen verhasst, obwohl dieser Bosco ihn angeblich für ein paar Kreuzer den Eltern abgekauft, ihn erzogen und ihn mit fast göttlicher Macht ausgestattet hatte – wodurch Bosco paradoxerweise zur Ursache seiner außerordentlichen Fähigkeiten wurde. Als ich ihn auf diesen Umstand hinwies, behauptete er, dass ihm das längst klar sei, obwohl ich eindeutig

erkennen konnte, dass ich seiner (sehr ausgeprägten) Eitelkeit damit einen Tiefschlag versetzt hatte.

Danach schilderte er eine schier endlose Serie von Schlachten, die nach meinem Verständnis alle sehr ähnlich verliefen und aus denen er selbstverständlich immer siegreich hervorging. Als ich fragte, ob er denn im Verlauf all dieser Erfolge nicht doch auch ein paar Rückschläge habe hinnehmen müssen, schaute er mich an, als würde er mir am liebsten die Kehle durchschneiden, doch dann lachte er plötzlich auf – es war ein sehr eigenartiges Lachen, eher wie ein kurzes Bellen, als sei ihm eine Gefühlsregung entfahren, die mit Belustigung oder Spott rein gar nichts gemein hatte.

Cales zahlreiche Triumphe führten nun wieder dazu, dass er von Bosco nicht mehr so scharf überwacht wurde wie bisher. Und nach einer weiteren großen Schlacht, in der er den größten und stärksten Gegner niederwarf, setzte er sich im darauf folgenden Chaos ab und gelangte nach Spanish Leeds, wo er den ersten seiner Hirnanfälle erlitt, die ihn schließlich hierherbrachten. Ich konnte einen dieser Anfälle selbst beobachten; ein solcher Anfall ist für den Beobachter ausgesprochen verstörend und bereitet dem Patienten offensichtlich große Qualen. Der ganze Körper wird von heftigen Zuckungen erfasst, als müsse er sich heftig übergeben, ohne jedoch dazu fähig zu sein. Cale beharrt darauf, dass er von Freunden, die in Spanish Leeds über große Macht und hohen Einfluss verfügten, hierhergeschickt worden sei. Man muss wohl nicht eigens darauf hinweisen, dass sich bisher keiner dieser angeblich so wichtigen Wohltäter hier hat blicken lassen. Als ich ihn fragte, warum ihn bisher noch kein einziger dieser Freunde besucht habe, erklärte er mir – als sei ich ein vollkommener Idiot –, dass er doch eben erst hier in Zypern angekommen und die Entfernung zu groß sei, als dass sie ihn regelmäßig besuchen könnten. Dass man sich für eine in großer Entfernung liegende Einrichtung entschieden habe, sei Absicht gewesen und diene seiner Sicherheit. »Sicherheit wovor?«, fragte ich. »Vor all jenen, die meinen Tod wollen«, antwortete er.

Wie er mir erklärte, sei er in Begleitung eines Arztes und mit einem an die Oberin Allbright gerichteten Schreiben hier angekommen. Auf mehrfaches Drängen sagte er, sein Arzt sei am nächsten Tag wieder nach Spanish Leeds zurückgereist, habe aber vor seiner Abreise mehrere Stunden lang mit der Oberin gesprochen. Offensichtlich musste Thomas Cale von irgendwoher gekommen sein; vielleicht hatte er sich tatsächlich in Begleitung eines ärztlichen Betreuers befunden, und vielleicht hatte dieser tatsächlich ein Schreiben an die Oberin überbracht und vielleicht auch vor ihrem Schlaganfall mit ihr gesprochen. Aber da das Schreiben verschwunden ist und die Oberin nicht befragt werden kann, müssen diese Behauptungen in der Schwebelage bleiben, etwa so, wie ungetaufte Kinder auf die Ewigkeit warten müssen. Angesichts der Tatsache, dass seine Fantastereien von höchst ungezügelter Art sind (während sich sein Verhalten, um fair zu sein, nicht als ungezügelt bezeichnen lässt), erscheint es am sinnvollsten, ihn in die Geschlossene Abteilung einzuweisen, entweder bis das Schreiben gefunden wird oder sich die Oberin genügend erholt hat, um uns bessere Auskunft über ihn geben zu können. So, wie die Dinge liegen, gibt es derzeit offenbar niemanden, dem ich schreiben könnte, um verlässliche Auskünfte über Thomas Cale einzuholen. Dieser Stand der Angelegenheit mag nicht befriedigend erscheinen, doch ist es andererseits nicht das erste Mal, dass Patientenakten verschwinden. Über die Linderung seiner Symptome werde ich mit dem Naturheilkundearzt sprechen, der übermorgen hier sein wird. Was Cales Wahnvorstellungen angeht, so wird deren Behandlung nach meiner Einschätzung viele Jahre beanspruchen.

Anna Calkins, Anomistin

Wochenlang lag Cale im Bett, würgend und schlafend, würgend und schlafend. Der Schlafsaal enthielt zwanzig Betten; nach ein paar Tagen fiel ihm auf, dass die Tür am Ende des Saals stets verschlossen war, aber an solche Dinge war er längst gewöhnt und

es spielte unter den gegebenen Umständen auch keine Rolle: Er war körperlich gar nicht in der Lage zu fliehen. Die Ernährung war angemessen, die Pflege recht freundlich. Es gefiel ihm nicht, jetzt wieder in einem Raum mit anderen Männern schlafen zu müssen, aber es handelte sich nur um neunzehn weitere Patienten, die offenbar alle ihre eigenen Albträume durchlebten und sich nicht um ihn kümmerten. Er wurde in Ruhe gelassen und ertrug still seine Leiden.



ZWEITES KAPITEL

Die beiden Trevors, Lugavoy und Kovtun, hatten eine frustrierende Woche in Spanish Leeds hinter sich, während der sie versucht hatten, an Thomas Cale heranzukommen. Spanish Leeds war inzwischen so etwas wie die Stadt von Kitty dem Hasen geworden; sie hatten deshalb ihre Erkundigungen mit größter Um- und Vorsicht einziehen müssen, denn sie wollten unter allen Umständen vermeiden, Kitty zu beunruhigen, und keinesfalls durfte er erfahren, was sie planten. Kitty würde für die Erlaubnis, in seiner Stadt zu operieren, Schmiergelder erwarten, und er würde Beträge verlangen, die weit höher sein würden als das, was sie zu zahlen bereit gewesen wären. Dieser Auftrag sollte ihr letzter Job sein, und sie hatten nicht die Absicht, ihren Lohn mit Kitty dem Hasen zu teilen. Die Fragen mussten deshalb höchst diskret gestellt werden, was keineswegs leicht ist, wenn man normalerweise gewohnt ist, bei den Fragen Furcht zu verbreiten und die Antworten mit Drohungen zu belohnen. Die beiden Trevors hatten daher bereits robustere Methoden ins Auge gefasst, als sich ihre Diskretion doch noch auszahlte. Sie erfuhren, eine junge Näherin in der Stadt werbe wahrheitsgemäß bei ihrer besser gestellten Kundschaft mit dem Hinweis, sie habe den eleganten Anzug genäht, den Thomas

Cale anlässlich seines bertüchtigten, äußerst missgelaunten Auftritts beim königlichen Bankett zu Ehren von Arbell Materazzi und ihres Gatten Conn getragen habe.

Wer weiß, vielleicht hatte Cale irgendwelche nützlichen Informationen preisgegeben, während sie ihm mit dem Maßband am Schritt herumfummelte? Schneider waren als Informationsquelle fast so nützlich wie Pfaffen und entschieden leichter zu manipulieren – ein Schneider ging kein großes Risiko für die Unsterblichkeit seiner Seele ein, wenn er ein paar Dinge ausplauderte, die er beim Tratsch mit dem Kunden erfahren hatte, und anders als im Beichtstuhl herrschte schließlich im Umkleideraum kein Schweigegebot. Aber wie sich herausstellte, ließ sich die junge Näherin keineswegs so leicht einschüchtern, wie sie gehofft hatten.

»Ich weiß nichts über Thomas Cale, und selbst wenn ich etwas wüsste, würde ich es Euch nicht erzählen. Bitte verlasst meinen Laden.«

Diese Antwort bedeutete, dass sich eine von zwei Möglichkeiten ereignen würde. Trevor Kovtun hatte sich inzwischen zu einer Gräueltat durchgerungen, egal, ob dies Kitty dem Hasen zu Ohren kam oder nicht. Er schloss die Ladentür ab und zog den Fensterladen vor das offen stehende Fenster. Die Näherin versuchte erst gar nicht, ihn daran zu hindern. Die beiden Trevors unterhielten sich leise, als sie sich an die Arbeit machten.

»Ich mag es wirklich nicht, was wir dem Mädchen antun müssen«, sagte Trevor Lugavoy. Das stimmte zwar, sollte ihr aber zugleich auch Angst einjagen. »Das hier muss nun wirklich unser letzter Job sein.«

»Sag das nicht. Wenn du sagst, dass es unser letzter Job ist, geht bestimmt etwas schief.«

»Du meinst«, sagte Lugavoy, »dass dann eine übernatürliche Macht eingreifen und uns für diese Dreistigkeit bestrafen könnte?«

»Es kann nicht schaden, sich so zu verhalten, als gäbe es da manchmal eben doch einen Gott. Man sollte die Vorsehung nicht in Versuchung führen.«

Trevor Kovtun schlenderte zu der Näherin hinüber, der inzwischen klar geworden war, dass sich das Entsetzen in ihr Leben geschlichen hatte.

»Du scheinst mir doch ein kluges kleines Ding zu sein – ein eigener Laden, eine scharfe Zunge?«

»Ich rufe den Büttel!«

»Dazu ist es schon zu spät, meine Liebe. Es gibt keine Büttel in der Welt, in die wir dich entführen werden – keine Beschützer, keine Bewahrer, niemanden, der auf dich aufpasst. Du glaubst, dass du hier, mitten in der Stadt, in Sicherheit bist, aber einem intelligenten Mädchen wie dir muss doch klar sein, dass es dort draußen auch furchtbare Dinge gibt.«

»Und die furchtbaren Dinge sind *wir*.«

»Ja, genau die sind wir. Wir sind eine schlechte Nachricht für dich.«

»Eine ganz schlechte Nachricht.«

»Ihr wollt ihm etwas antun?«, fragte sie, während sie krampfhaft nach einem Ausweg suchte.

»Wir werden ihn töten«, sagte Trevor Kovtun. »Aber wir haben versprochen, es so schnell wie möglich zu tun. Es wird keine Grausamkeiten geben, nur den Tod. Du allerdings musst die Entscheidung selbst treffen, ob du leben oder sterben willst.«

Aber was gab es da schon zu entscheiden?

Später, als sie den Laden wieder verließen, wies Trevor Kovtun darauf hin, dass sie das Mädchen noch vor einem Jahr auf so unsäglich schändliche Weise umgebracht hätten, dass jeder Gedanke an Widerstand gegen ihre Erkundigungen wie ein leichter Sommerregen über den großen Salzwüsten von Utah verdunstet wäre.

»Aber das war vor einem Jahr«, sagte Trevor Lugavoy. »Außerdem habe ich das Gefühl, dass uns allmählich die Toten ausgehen. Wir sollten also sparsamer damit umgehen. Cale sollte nun wirklich unser letzter Auftrag sein.«

»Seit wir vor zwanzig Jahren damit anfangen, erzählst du mir, dass wir damit aufhören sollten.«

»Aber jetzt meine ich es wirklich.«

»Na gut, aber dass wir aufhören, hättest du mir nicht sagen sollen, bevor wir diese Sache abgeschlossen haben – dann hätten wir einfach aufhören können. Aber jetzt machst du ein großes Getue daraus, dass das hier unser letzter Job sein wird. Also: Wenn du damit nur Gott auf dich aufmerksam machen willst, solltest du ihm wenigstens erzählen, was du planst.«

»Wenn es einen Gott gäbe, der sich dafür überhaupt interessiert, dann hätte er uns doch bestimmt längst aufgehalten, meinst du nicht auch? Entweder mischt sich Gott in das Leben der Menschen ein, oder er tut es nicht. Er macht keine halben Sachen.«

»Woher willst du das wissen? Vielleicht erscheinen uns seine Absichten nur einfach mysteriös.«

Sie waren erfahrene Männer und an Schwierigkeiten gewohnt; deshalb waren sie nicht sonderlich überrascht, als sie herausfanden, dass Cale sich aus Gründen, über die die Schneiderin nichts wusste, irgendwo anders hinbegeben hatte. Aber sie hatte ihnen den Namen Vague Henri genannt und eine gute Beschreibung von einem Jungen mit einer Narbe im Gesicht gegeben; ferner war ihnen überzeugend versichert worden, dass er genau wisse, wo sich Cale aufhielt. Es folgten drei Tage, während derer sie nur herumhingen, unverfängliche Fragen stellten und sich möglichst unauffällig verhielten. Wie sich dann zeigte, war tatsächlich nichts weiter nötig als ein bisschen Geduld.

Vague Henri mochte Menschen, hatte aber etwas gegen solche, die in Palästen wohnten. Dabei war es nicht so, dass er sich keine Mühe gegeben hätte. Bei einem Bankett, zu dem er IdrisPukke begleitet hatte, war er von einem anderen Gast recht lapidar gefragt worden, wie es denn komme, dass er, Henri, an dem Bankett überhaupt teilnehme. Henri, der glaubte, der andere Gast interessiere sich für seine außergewöhnlichen Lebenserfahrungen, erging sich in einer weitschweifigen Schilderung seines Lebens in der Ordensburg der Erlöser. So befremdlich

die dort erlebten Entbehrungen auch sein mochten, faszinierten sie seine Zuhörer nicht etwa, sondern riefen Abscheu hervor. Nur IdrisPukke hörte zufällig, wie einer der Kinnlosen sich halblaut wunderte: »Mein Gott, was sind das für Typen, die sie neuerdings hereinlassen!« Aber die nächste Bemerkung hörte auch Henri. Er erwähnte gerade etwas im Zusammenhang mit der Küchenarbeit in Memphis, als einer der Auserlesenen laut genug in affektiertem Ton murmelte: »*Banal!*« Henri hörte zwar den verächtlichen Ton, war sich aber nicht ganz sicher – und er wusste auch nicht, was das Wort bedeutete; vielleicht hielt er es für den Ausdruck von Mitgefühl und missverstand es dementsprechend. IdrisPukke jedoch merkte, dass es Zeit war zu gehen, und schob Unwohlsein vor.

»Was ist ein Bann-Aal?«, fragte Henry auf dem Heimweg. IdrisPukke zögerte zwar, Henris Gefühle zu verletzen, aber der Junge musste lernen, wie die Dinge mit diesen Leuten standen.

»Hat nichts mit einem Aal zu tun. Das Wort bedeutet *gewöhnlich* – den Interessen einer kultivierten Person nicht würdig. Der Mann sprach sehr affektiert, richtig ausgesprochen heißt es *banal*.«

»Dann war das also nicht freundlich gemeint?«

»Nein.«

Henri schwieg eine Weile.

»Bann-Aal gefällt mir besser«, sagte er schließlich. Aber der Stachel steckte schon zu tief im Fleisch.

Die meiste Zeit, wenn IdrisPukke für seinen Bruder auf Geschäftsreisen war, fühlte sich Vague Henri einsam. Ihm wurde nun klar, dass er von der Gesellschaft von Spanish Leeds nicht akzeptiert wurde, auch nicht in den nicht adligen, bürgerlichen Schichten (die womöglich sogar noch snobistischer waren als die oberen), deshalb suchte er mehrmals in der Woche nahe gelegene Bierkeller auf, setzte sich in eine Ecke und geriet manchmal auch in Gespräche. Meistens jedoch beschränkte er sich darauf zu essen und zu trinken und andere Leute zu beobachten, die vergnügt beieinandersaßen. Er war so sehr daran gewöhnt,

eine Kutte zu tragen, dass er sich in anderer Kleidung nicht wohlfühlte, und hatte, wie Cale, die Näherin beauftragt, ihm noch zwei weitere Kutten aus blauem Jacquardstoff zu nähen: zwölf Unzen, mit spitz zulaufendem Revers und aufgesetzten, gefütterten Taschen, gerader Schnitt, ohne Säume. Henri war schon ein echter Dandy.

In Spanish Leeds war ein Fünfzehnjähriger in einer Kutte mit frischer Narbe im Gesicht kaum zu übersehen. Die beiden Trevors setzten sich ans andere Ende der gemütlichen Kneipe und beobachteten Vague Henri, der seinen Krug »Irrer Hund« genoss, ein Bier, das er nicht selten anderen Marken wie »Eckenpinkler« oder »Beinheber« vorzog.

Während der beiden ersten Stunden unterhielt sich Henri, sehr zur Verärgerung der beiden Trevors, mit verschiedenen Stammgästen und ließ sich dann auch noch eine halbe Stunde lang von einem gutmütigen Säufer in ein Gespräch verwickeln.

»Maggschdu Schmellskäsch?«

»Wie bitte?«

»Maggschdu Schmellskäsch?«

»Ach so«, sagte Henri nach kurzer Denkpause, »ob ich Schmelzkäse mag?«

»Schagg isch doch.«

Aber das machte Henri nichts aus. Irgendwie kam ihm das Lärmen, Lachen, Schwatzen in der Kneipe immer noch wunderbar vor und auch, dass es hier völlig normal und alltäglich war, sich gut zu unterhalten und zu amüsieren – von ein paar weinerlichen Betrunknen oder gelegentlich ausbrechenden Streitereien abgesehen. Als die Sperrstunde kam, verließ er zusammen mit den übrigen nüchternen oder betrunkenen Gästen die Kneipe. Die beiden Trevors folgten ihm in sicherem Abstand.

Erfahrene Männer wie sie waren niemals unvorsichtig, waren immer gut auf unerwartete Vorkommnisse eingestellt, die sich jederzeit und im Handumdrehen ereignen konnten. Doch als sie sich Vague Henri nun näherten, wurde ihre Situation ein

wenig gefährlicher, als sich selbst diese umsichtigen Meuchelmörder vorgestellt hatten.

Cale genoss einen geradezu epischen Ruf als Desperado, doch das hatte nicht dazu geführt, dass Henris eigener Ruf als Krieger völlig überschattet worden wäre. Auch den beiden Trevors war klar, dass er immer noch gefährlich war – schließlich kannten sie seinen Hintergrund als Schüler des Erlöserordens und wussten, dass jemand schon außerordentlich zählebig sein musste, um in einer solchen Umgebung überhaupt fünfzehn Jahre alt werden zu können. Doch obwohl sie in ihrem Beruf durchaus an unangenehme Überraschungen gewöhnt waren, rechneten sie im Falle von Vague Henri nicht mit Problemen.

Klar ist: Zwei gegen einen ist auf jeden Fall ein furchtbar ungünstiges Kräfteverhältnis, und das gilt ganz besonders dann, wenn man nachts allein unterwegs ist und wenn es die beiden Trevors sind, die ein Wörtchen mit einem reden wollen. Aber Vague Henris Chancen hatten sich verbessert, da ihm recht schnell klar geworden war, dass man ihn beschattete. Die beiden Trevors bemerkten denn auch ihren Fehler und zogen sich ein wenig in den Schatten der Häuser zurück, bevor sie ihn anriefen.

»Vague Henri, nicht wahr?«, fragte Trevor Lugavoy.

Henri wandte sich um, sodass sie nicht nur das Messer in seiner rechten Hand klar erkennen konnten, sondern auch den herzlosen Schlagring, den er sich gerade über die linke schob.

»Nie von ihm gehört. Haut ab.«

»Wir wollen nur kurz mit dir reden.«

Vague Henri riss wie in freudiger Überraschung und herzlichem Willkommen den Mund auf. »Gott sei Dank!«, rief er. »Ihr bringt mir Nachricht von meinem Bruder Jonathan!« Dann schnellte er plötzlich heran. Wäre Lugavoy, der ungefähr sieben Schritte vor Kovtun stand, kein außerordentlich begabter Meuchelmörder gewesen, hätte sich Vague Henris Messer in diesem Augenblick in seine Brust gesenkt. Zu Henris Unglück wich Lugavoy jedoch blitzartig aus, bereits alar-

miert durch das Verhalten des Jungen, der sich während des Wortwechsels unauffällig genähert und dann plötzlich angegriffen hatte. Dieser Trick – eine unverständliche Frage oder Antwort, die den Gegner ablenken sollte – hatte Vague Henri seinen Spitznamen eingebracht; doch jetzt scheiterte die Taktik, wenn auch nur knapp. Die beiden Trevors waren nun vorgewarnt, und das Kräfteverhältnis hatte sich wieder zu ihren Gunsten verschoben.

»Wir wollen mit Thomas Cale reden.«

»Von dem hab ich auch noch nie gehört.«

Vague Henri wich zurück. Die beiden Trevors entfernten sich voneinander und rückten dann von zwei Seiten her vor – Luga-voy würde den ersten Stich ausführen, Kovtun den zweiten. Mehr als vier würden wohl nicht nötig sein.

»Komm schon, mein Freund. Wo ist er?«

»Keine Ahnung, wen du meinst, Kumpel.«

»Du brauchst es uns nur zu sagen, dann verschwinden wir wieder.«

»Komm ein bisschen näher, dann flüstere ich es dir ins Ohr.«

Natürlich hätten sie ihn nicht sofort getötet. Ein erster Stich, ungefähr zehn Zentimeter tief knapp über der untersten Rippe hätte dem Jungen den Kampfgeist lange genug genommen, um ihm ein paar Antworten zu entlocken. Nie zuvor in seinem Leben hatte Vague Henri gerettet werden müssen, und auch später geschah es nur ein einziges Mal – doch in dieser Nacht geschah genau dies. Mitten in der Stille, während sich jeder des Trios zu seinem günstigsten Standort manövrierte, ertönte hinter den beiden Angreifern ein lautes KLICK! Alle drei erkannten sofort das Geräusch, das entsteht, wenn eine Armbrust gespannt wird.

»Hallo, ihr Trevors«, kam eine fröhliche Stimme von irgendwo aus dem Dunkeln.

Für einen Augenblick herrschte Stille.

»Bist du das, Cadbury?«

»In der Tat, Trevor Eins.«

»Du würdest doch wohl keinen Mann in den Rücken schießen.«

»Einen Mann nicht; einen Mörder schon.«

Allerdings war das nicht ganz die Rettung in letzter Sekunde, an der sich Märchenerzähler, Geschichtenerfinder und ihr leichtgläubiges Publikum so gerne ergötzen. Denn Cadbury hatte tatsächlich keine Ahnung, wer der junge Mensch in der absonderlichen Kleidung war. Soweit es ihn anging, mochte der Junge das Schicksal durchaus verdient haben, das ihm von den beiden Trevors bereitet worden wäre – bei den Menschen, für deren Ermordung sie bezahlt wurden, war das gewöhnlich der Fall. Cadbury hatte nicht den jungen Mann bewacht; sein Auftrag lautete, die beiden Trevors im Auge zu behalten.

Die beiden Trevors hatten sich, als Folge ihres Gesprächs mit der Näherin, im Hinblick auf Kitty den Hasen zu einer anderen Vorgehensweise entschlossen. Jetzt erschien es ihnen nämlich nicht mehr sehr plausibel anzunehmen, dass Kitty nicht schon bald über ihre Anwesenheit in der Stadt informiert würde. Deshalb hatten sie die gängigen Umgangsformen der Unterwelt gewahrt und ihm einen Besuch abgestattet. Dabei hatten sie es zwar abgelehnt, ihm Auskunft zu geben, welches Anliegen sie nach Spanish Leeds geführt hatte, doch hatten sie ihm immerhin versichert, dass es nicht mit Kittys Angelegenheiten in Konflikt stehe. Später hatte Kitty Cadbury gefragt, wofür sich denn diese beiden Mörder hielten, dass sie sich einbildeten zu wissen, was mit Kittys vielfältigen Angelegenheiten in Konflikt stehe und was nicht? Dennoch hatte Kitty die beiden Trevors eingeladen, in der Stadt zu bleiben, so lange es ihnen beliebte. Die beiden Trevors hatten geantwortet, dass sie sicherlich spätestens am kommenden Montag wieder abreisen würden. Die Folge des Gesprächs war, dass Cadbury ihre Beschattung übernommen hatte, eine keineswegs leichte Aufgabe, die ihm beträchtlichen Aufwand und einige Mühe abverlangte. Der Grund für sein Auftauchen in diesem Augenblick lag darin, dass seine Späher die Spur der Trevors mehrere Stunden lang verloren

hatten, weshalb Cadbury nervös geworden war und sich selbst auf die Suche gemacht hatte.

»Und was jetzt?«, fragte Trevor Lugavoy.

»Jetzt? Jetzt verschwindet ihr von hier, genauso, wie es euch dieser junge Mann hier empfohlen hat. Und damit meine ich aus Spanish Leeds. Macht euch zu einer Pilgerreise auf und bittet um Vergebung für den riesigen Scheißhaufen eurer Sünden. Wie ich höre, soll es in Lourdes um diese Jahreszeit besonders unangenehm sein.«

Und so geschah es. Die beiden Trevors zogen sich von Vague Henri zurück zur Mauer, aber bevor sie in der Dunkelheit verschwanden, nickte Lugavoy ihm zum Abschied zu. »Wir sehen uns.«

»Du hast Glück gehabt, Alter«, gab Vague Henri zurück, »dass er gerade noch rechtzeitig aufgetaucht ist.« Dann waren die beiden Trevors verschwunden.

»Komm mit«, sagte Cadbury. Vague Henri folgte ihm, während Cadbury die Armbrust abschoss. Mit einem gewaltigen ZANG! schoss der Bolzen in die Nachtschwärze und prallte im Zickzack mit lautem PING-PING-PING zwischen den engen Mauern hin und her. Als Henri und sein Nicht-ganz-Retter ihre Schritte durch die Gasse beschleunigten, ertönte aus einer gewissen Entfernung eine vorwurfsvolle Stimme: »Sei bloß vorsichtig, Cadbury, du hättest damit jemandem ein Auge ausschießen können!«

Es war bedauerlich, dass sich Cadbury und Henri unter derart ungünstigen Umständen kennenlernten. Henri war kein Narr, jetzt noch weniger als je zuvor, aber wenn einem jemand das Leben rettet, würde selbst ein sehr selbstbeherrschter Mensch nicht umhinkönnen, eine gewisse Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen. Und Henri war schließlich immer noch ein Junge.

Daher nahm er Cadburys Angebot, den Abend bei ihm zu verbringen, bereitwillig an; tatsächlich brauchte er die Drinks sehr, die ihm angeboten wurden und die sich nun zu den bereits konsumierten Getränken addierten. Daher kann es nicht

überraschen, dass er Cadbury sehr viel mehr erzählte, als er hätte erzählen dürfen. Cadbury war, sofern er nicht gerade im Auftrag von Kitty dem Hasen mordend oder in zwielfichtigen Geschäftsangelegenheiten unterwegs war, ein recht angenehmer und unterhaltsamer Gesprächspartner, der sich Zuneigung und Freundschaft genauso sehr wünschte und dazu fähig war wie jeder andere Mensch. Kurz und gut, er entwickelte recht schnell eine gewisse Zuneigung zu Vague Henri, die im Gegensatz zu der, welche IdrisPukke gegenüber Cale empfand, nicht besonders schwer zu verstehen war. Sie trug sogar Anzeichen einer wahren Freundschaft, wenn man darunter die Bereitschaft von Freunden versteht, für den anderen die jeweils eigenen Interessen hintanzustellen. Cadbury jedenfalls beschloss, dass es wohl besser sei, Kitty nicht noch deutlicher auf Vague Henri aufmerksam zu machen, als Kitty ohnehin schon war (dass nämlich Henri lediglich ein unwichtiger Bekannter von Thomas Cale sei). Kitty war ausgesprochen geschickt darin, andere nicht merken zu lassen, was er wusste oder nicht wusste.

»Sie sind die *hoi oligoi*, die Crème de la Crème der Attentäter«, erklärte Cadbury auf Henris Fragen. »Die beiden Trevors legten Wilhelm den Stillen bei hellem Tageslicht um, obwohl er von hundert Leibwächtern umgeben war, und sie vergifteten die Lampreten, die Kleopatra vorgesetzt wurden, obwohl sie drei Vorkoster hatte. Als der Große Snopes erfuhr, was sie ihr angetan hatten, bekam er so sehr Angst, dass er nichts mehr zu sich nahm, das er nicht selbst geerntet hatte – aber eines Nachts beschmierten sie die Äpfel in seinem Obstgarten mit irgendeinem seltsamen Zeug, das sie selbst hergestellt hatten. Sie lassen nie Überlebende zurück. Wen auch immer Cale gegen sich aufgebracht hat, verfügt über Geld, und zwar eine Menge.«

»Dann wird es wohl besser sein, wenn ich verschwinde.«

»Nun, wenn du fähig bist, dich in Luft aufzulösen, dann tu es. Aber wenn du nicht einfach verdunsten kannst, bist du hier besser aufgehoben. Nicht einmal die beiden Trevors werden Kittys Anweisung missachten, sich von Spanish Leeds fernzuhalten.«

»Ich dachte, sie könnten jeden erwischen?«

»Das können sie auch. Aber Kitty ist eben nicht jedermann. Außerdem hat ihnen bisher wohl noch niemand genug Geld geboten, um ein solches Risiko einzugehen. Sie werden nach anderen Wegen suchen. Du solltest dich eine Woche lang nicht blicken lassen, bis ich mit Sicherheit sagen kann, dass sie verschwunden sind.«



DRITTES KAPITEL

Es war mitten am Vormittag, und Cale wartete auf seinen nächsten Würgeanfall. Das Gefühl glich dem Unwohlsein, das einen befällt, kurz bevor das Gift einer verdorbenen Mahlzeit durch ein heftiges Erbrechen ausgestoßen wird, die Empfindung einer furchtbaren, fast lebendigen Kreatur, die in den Eingeweiden zu neuer Kraft erwacht. Es wird unvermeidlich kommen, bestimmt aber seine Zeit selbst und lässt sie sich nicht von dir vorschreiben, und das Warten ist schlimmer als das eigentliche Erbrechen. In Cales Leib war nun ein solches Ungeheuer erwacht, ein Moloch, der seine eigene Teufelstruppe mitgebracht hatte: Legion, Pyro, Martini, Leonardo, Nanny und Jarl – und alle schnatterten und kreischten in Cales armem Magen.

Er hockte mit dem Gesicht zur Wand, die Knie an die Brust gezogen, und wartete darauf, dass der Anfall vorüberging. Jemand stieß ihn grob in den Rücken. Er drehte sich um.

»Das ist mein Bett.«

Vor ihm stand ein groß gewachsener junger Mann, dessen Kleider nicht von Muskeln und Sehnen, sondern von großen missgestalteten Kartoffeln prall gefüllt schienen. Doch trotz seiner Unförmigkeit war hier echte Kraft zu sehen.

»Was?«

»Du sitzt in meinem Bett. Raus!«

»Das ist mein Bett. Schon seit Wochen.«

»Aber jetzt will ich es haben. Also gehört es mir. Kapiert?«

Und Cale hatte tatsächlich kapiert. Für die absehbare Zukunft war die Zeit der Unsichtbarkeit offenbar vorbei. Er nahm seine wenigen Besitztümer, warf sie in seinen Sack und zog sich in eine freie Ecke des Schlafsaals zurück, wo er seine hysterischen Anfälle so still wie möglich hinter sich brachte.

In Spanish Leeds befand sich Vague Henri auf dem Rückweg zu seinem Zimmer im Schloss, bis zum Tor begleitet und beschützt durch vier von Cadburys Gehilfen. Sein neuer Freund hatte ihm zugesichert, ihm in der Angelegenheit mit den Purgatoren finanziell unter die Arme zu greifen. Eigentlich verachtete Vague Henri den gesamten Trupp – einhundertfünfzig ehemalige Erlösermönche, die Cale vor Brzicas Messer gerettet hatte – aus einem einfachen Grund: Er war überzeugt, dass sie im Grunde immer noch Erlösermönche waren. Aber für Cale waren sie wertvoll, weil sie ihm bedingungslos ergeben waren, im völlig irrigen Glauben, dass er ein großer Anführer und ihnen genauso ergeben sei wie sie ihm. Cale waren sie nützlich gewesen, als er sich den Weg über die Schweizer Grenze freikämpfen musste, hatte dann aber beabsichtigt, sie davonzujagen, sobald er selbst und Vague Henri sich in Sicherheit befanden. Doch schon bald war ihm klar geworden, dass ihm schwierige Zeiten bevorstanden, in denen es sich als außerordentlich nützlich erweisen mochte, einen stattlichen Trupp gut ausgebildeter Soldaten unter seinem Befehl zu haben, zumal sie bereit waren, für ihn zu sterben – so lästig ihm ihre Anwesenheit auch sein mochte. Allerdings wies Cales Entschluss, die Purgatoren bei sich zu behalten, eine zentrale Schwäche auf: Woher sollten die geradezu ruinösen Geldbeträge kommen, die nötig waren, um die Unterhaltskosten für so viele Männer zu bestreiten, die bis zum erwarteten Ausbruch des Krieges völlig untätig herumlungern würden – zumal dieser Krieg vielleicht gar nicht ausbrechen würde?